

FLORIAN ILLIES

Träume aus Feuer

Der Alchemist von der Pfaueninsel

FLORIAN ILLIES

TRÄUME
AUS
FEUER

Der Alchemist von
der Pfaueninsel

Pfaueninsel



Pfaueninsel Verlag

Originalausgabe

Copyright © 2026 by Florian Illies

Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining
bleiben vorbehalten. Die Verwendung des Werkes oder Teilen
davon zum Training künstlicher Intelligenz-Technologien oder
-Systeme ist untersagt.

Umschlaggestaltung: Hauptmann&Kompanie

Werbeagentur AG, Zürich

Umschlagmotiv: © Pictures from history/Media/Alamy

Satz: two-up, Düsseldorf

Gesetzt aus der Calluna

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-69131-005-4

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter bastei-luebbe.de

INHALT

KALT	7
WÄRMER	33
WARM	61
HEISS	83
ZU HEISS	109
Nachglühen	129
Literatur und Dank	141

KALT

Die Havel ruht vor ihm in einem edlen Silbergrau, als hätte jemand über Nacht das flüssige Element in eine unendliche Glasplatte verwandelt. Mit stetem Ruderschlag treibt Kunckels Kahn voran, und seine Spitze zerteilt die Wasserfläche geräuschlos in winzige Wellen. An den nahen Flussufern steigen Nebel auf, und als er beim frisch errichteten Jagdschloss Glienicke nach rechts auf die sich hier weit öffnende Havel biegt, trifft die kalte Luft des frühen Wintermorgens hart auf sein Gesicht. Alles ist Stille an diesem Morgen im Februar 1686, selbst die Wasservögel, all die Enten, Haubentaucher und schrillen Gänsesäger in den schilfumrandeten Buchten scheinen noch zu ruhen. Und über ihm nur das schwere blassgraue Tuch des erschöpften Spätwinterhimmels.

Gestern hat Johannes Kunckel seinem Kur-

fürsten im Potsdamer Schloss die Aufwartung gemacht, es war die Feier zu dessen 66. Geburtstag, ein großes Hoffest, und Kunckel hat ihm einen seiner rot leuchtenden Glaspokale geschenkt, auch wenn er im Kerzenlicht kurz das Gefühl hatte, er hätte schon ein wenig von seinem Leuchten verloren, also sein Pokal – genauso wie sein Kurfürst.

Heute in der Morgendämmerung zog es Kunckel dann sofort weg vom dunklen Potsdamer Hof mit all seinen Intrigen und argwöhnischen Blicken. Sein Kahn wird kaum eine Stunde brauchen, dann erreicht er flussaufwärts seine Pfaueninsel.

Seine Pfaueninsel? Sein Kurfürst? Wie kann das sein?

Beim Kurfürsten stimmt das natürlich nicht, der gehört auch sehr vielen anderen – wie man schon an seinem sehr langen Namen sieht, ja, der ist dermaßen lang, dass er immer die ganze erste Seite füllt, wenn er Dekrete oder einen seiner berühmten Briefe verfasst.

»Sein Kurfürst«, das ist also in Wahrheit, Achtung: »Friedrich Wilhelm, Margraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reiches Erzkämmerer und Churfürst, Herzog in Preußen, zu Cleve, Jülich, Berg, Stettin, Pommern, der Kaschuben und Wenden, auch in Schlesien zu Crossen und Jägern-dorf, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Halberstadt und Minden, Graf zu der Mark und Ravensberg,

Herr zu Ravenstein und der Lande Lauenburg und Bütow (etc)«.

Besonders das »etc« am Ende der Namensprozession des Kurfürsten liebt Kunckel, als wären diese Ehrentitel und Besitztümer bloß der lächerliche Anfang von etwas viel Größerem, als erstreckte sich das Reich seines Kurfürsten in Wahrheit einmal rund um die ganze Welt.

Natürlich gehört der Kurfürst aber zunächst einmal seiner besitzergreifenden zweiten Frau Dorothea. Damit das auch wirklich jeder begreift, liegt sie immer direkt neben ihm, selbst in den kargen Lederzelten auf seinen Feldzügen im schlammigen Norden und im klirrend kalten Osten, es ist das einzige deutsche Fürstenpaar, das stets im Doppelbett in den Krieg zieht. Auch auf den Reisen soll kein Zentimeter Raum für eine Matresse sein. Und so lag Dorothea natürlich auch an jenem Nachmittag im Herbst des Jahres 1678, fröhlich Pralinen essend, direkt neben ihrem Mann in der riesigen Kissenburg des kurfürstlichen Bettes zu Potsdam, als er diesen wunderlichen Johannes Kunckel das erste Mal empfangen hat.

Dorothea ahnte da wohl schon, dass dieser Kunckel mit seinem friedlichen Doppelkinn, seinem hübschen Schnurrbart und seinen klugen Augen ihren Gatten vor teuren Narreteien bewahren könnte. Kunckel hatte den Kurfürsten nämlich, da-

bei konzentriert vor der kurfürstlichen Kissenburg hin und her gehend, eindringlich gewarnt, einem sächsischen Baron fünfzehntausend Reichstaler zu geben, weil der behauptet hatte, aus Silber Gold machen zu können.

Wenn der Kurfürst »Gold« hört, dann bekommt er immer ganz gierige Augen, hell leuchten sie auf in seinem Gesicht, funkeln hervor zwischen den mit den Wappen all seiner verstreuten Landesteile bunt bestickten Seidenkissen, mit denen der barock gerundete Kurfürst von seinen Dienern jeden Morgen in seinem Bett aufgerichtet wird, damit ihn die lästige Gicht in den Beinen nicht zu sehr schmerzt.

Johannes Kunckel bat den Kurfürsten um das Säckchen mit dem geheimnisvollen Pulver. Er schnupperte kurz daran und dann – steckte er ein paar Krümel davon in den Mund.

Großes Entsetzen auf beiden Seiten des kurfürstlichen Bettes. Weit aufgerissene Augen.

Doch Johannes Kuckel kaute. Lächelte. Schluckte. Und sagte dann: »Offenbar eine Mischung aus Schwefel, Ammonium und Arsenit.«

Mit diesem Pulver, das ihm da verkauft werden solle, könne man beileibe kein Silber in Gold verwandeln, verkündete der kundige Alchemist und Chemiker. Er könne das in ein paar Stunden problemlos in der kurfürstlichen Hofapotheke nachmischen, falls gewünscht.

Diese sachkundige Skepsis begeisterte die patiente Kurfürstin Dorothea inmitten ihres riesigen Kissenhügels sofort, und so sagte sie zu ihrem Gatten: »Da sehen Eure Lieben, wie es hergehet, wenn man seine Leute hat, die es verstehen. Hätten Sie nun nicht abermals um so viele Tausende betrogen werden können?«

Der träumerische Kurfürst schaute erst ein wenig enttäuscht, dass sein Traum vom Gold schon wieder zerplatzte. Doch dann erfüllte ihn Dankbarkeit, weil er so viel Geld gespart hatte. Johannes Kunckel nahm er zum Dank als »Geheimen Kammerdiener« in seinen Dienst – statt der fünfzehntausend Taler für ein Säckchen unnützen Pulvers wird er am Ende genauso viel Gehalt für Kunckel in zehn Dienstjahren bezahlen.

Schon in der allerersten Zeit dieses Jahrzehnts hat der Kurfürst zu gern ganze Abende nur mit ihm, also seinem Kunckel, verbracht, ja, er wollte alles erfahren über die Welt der Alchemie, über die Magie der Substanzen, denn nur seine Leidenschaft für Gold war größer als seine Leidenschaft für die Jagd. Und wenn dann Kunckel spät hinausbegleitet wurde aus den Gemächern seines Kurfürsten, dann spürte er das erste Mal die Kälte der Eifersucht des Hofstaates in seinem Rücken, die Wut all jener, die seit Monaten vergeblich auf ein paar Minuten mit ihrem Regenten hofften, und er sah den Argwohn

der anderen Kammerdiener, die Sorge hatten, den verführbaren Kurfürsten ganz an den Hexenmeister Kunckel zu verlieren.

Die Hoffnung der Landesherren, dass ihre Alchemisten in ihren Laboratorien irgendwann das Rezept für Gold finden würden, kannte Kunckel schon seit Kindertagen. Sein Vater Jürgen, der einst in Plön selbst ein berühmter Glasmacher gewesen war, musste in seiner Werkstatt stets einen »Goldofen« unterhalten, falls Herzog Friedrich von Holstein überraschend zu Besuch kommen sollte. Dasselbe dann, als Kunckel junior dem Herzog von Lauenburg und danach dem Kurfürsten von Sachsen diente. Und nun also auch bei seinem brandenburgischen Kurfürsten: diese ewige, unsterbliche Hoffnung der Herrscher auf einen Goldofen, rührend fast.

Unser Alchemist Kunckel kannte diese großen Träume seiner Zeit nur zu gut, aber er war schon zu sehr Naturwissenschaftler, als dass er noch wirklich an die legendäre »transmutatio metallorum«, die Verwandlung eines niederen Metalls in ein höheres, glauben konnte.

Wenn der Kurfürst seinen Alchemisten Kunckel abends in seinem Laboratorium in der Klosterstraße oder in der Glasmanufaktur auf dem Hakendamm in Potsdam besuchte und sogar die Perücke abnahm, damit sie sich nicht entzündete

an den Flammen, und also fast ein Mensch wurde, schickte er seine Leibgarde hinaus vor die Tür. Auf dem Tisch stand eine Kanne mit frisch dampfendem Tee, und dann begannen beide, im Dunkeln der Kammer miteinander vertraulich zu sprechen.

Denn das Erste, was der Kurfürst Johannes Kunckel schenkte, war Vertrauen.

Und so erzählte er ihm von seinen Sorgen um den aufmüpfigen ältesten Sohn Friedrich, den ängstlichen und »schiefen Fritz« mit der verwachsenen Schulter, der nach dem Tod des Erstgeborenen wohl oder übel sein Nachfolger werden müsse, von den Eifersüchteleien seiner Frau, dem Chaos in seiner Patchworkfamilie, den irren Schmerzen in seinen Beinen, seinem vermaledeiten Kabinett und von den bedrohlichen Franzosen. Und dann schwieg der Große Kurfürst manchmal und schaute lange auf all die blubbernden Substanzen in Kunckels Experimentierstube, die unzähligen Installationen und Ingredienzien mit langen lateinischen Namen, die dort dampften und vor sich hin tropften, und dann träumte er sich weit weg, träumte wieder seinen großen Traum vom Stein des Weisen, der vielleicht doch eines Tages hier in diesem Labor Kunckels über Nacht geboren werden könnte – und ihn aller Geldsorgen entledigen würde.

Dann schenkte sich der Kurfürst noch einmal

Tee nach und sah weiter den Substanzen beim Brodeln und dem Glas beim Entstehen zu.

Und manchmal, wenn der naive Kurfürst lange genug auf all die Destillen und Phiolen geschaut hatte, dann erzählte er Kunckel auch von den entlegenen Teilen seines merkwürdig zersplitterten Reiches, dem ostpreußischen Tilsit etwa oder dem niederrheinischen Cleve, er wisse ehrlich gesagt gar nicht, was sich da Merkwürdiges zusammenbraue oder vor sich hin köchele, er sei schon ewig nicht dort gewesen. Und da hatte Kunckel manchmal das Gefühl, auch dieses Brandenburg sei eigentlich nur ein riesiges Experiment, der Versuch, sehr unterschiedliche, manchmal fast vergessene Elemente irgendwie miteinander zu verschmelzen, damit etwas Neues entstehe. Etwas, das noch niemand gesehen hat. Aber vielleicht war es in den kargen Steppen Brandenburgs am Ende doch einfach zu kalt dafür?

Damit ihm, Kunckel, aber genau das gelinge, dieses Verschmelzen des Unverschmelzbaren, hat ihm sein Kurfürst nach siebeneinhalb Jahren treuer Dienste als »Geheimer Kammerdiener« ein ungeheures Geschenk gemacht: die Pfaueninsel.

Ja, es ist also wirklich »seine Pfaueninsel«. Seit dem 27. Oktober 1685. Da hat sein Kurfürst sie ihm übereignet. Und als wäre das für den Hof und all die Intriganten dort nicht schon Ärger genug gewesen,

steht in der Urkunde auch noch, dass der Kurfürst sie seinem »lieben getreuen Johann Kunckeln« schenke. Diese öffentliche Freundschaftsbekundung hat ihm der Hof besonders übel genommen. Vor allem der zornige Friedrich, der älteste Sohn des Kurfürsten, neidet dem Alchemisten die Nähe zum Vater, denn die beiden reden gerade kein Wort miteinander.

Und der ehrgeizige Eberhard Danckelmann, einst Friedrichs gnadenloser Erzieher und jetziger Geheimer Rat im Kabinett des Kurfürsten, neidet Kunckel das Geschenk als solches. Er findet es völlig unangebracht, dass ein Alchemist eine Insel geschenkt bekommt. Geschickt beginnt er, überall am Hofe, wenn der Kurfürst aus der Tür ist oder im Felde oder in seiner Kissenburg, das Salz des Zweifels an Kunckel zu säen.

Die anderen Kammerdiener packt ebenfalls die Eifersucht. Der Leibarzt Christian Mentzel, der einst Kunckel nach Potsdam gelockt hat, hält ihn für einen eitlen Selbstdarsteller und schreibt einem Freund: »Kunckel will das Dominium hier an diesem Hofe alleine haben und keinen neben sich leiden. Es geht hier doll zu.« Mentzel selbst flüchtet vor diesen Dollheiten immer öfter in ein imaginäres China, ein fernes Reich, das nur in seinem Kopf existiert – ein Reich aus Schriftzeichen, Arzneipflanzen und uralten Weisheiten.

Seit Jahrzehnten arbeitet er an einem ersten deutschen Wörterbuch der chinesischen Sprache. Und wenn ihn sein Kurfürst um einen konkreten Rat wegen seiner Nierensteine oder seiner Gicht fragt, dann lächelt er und antwortet etwas wie: »Lao-tse sagt: Wer die Wurzel heilt, braucht das Blatt nicht zu fürchten.« Kein Wunder, dass ihm sein zunehmend genervter Kurfürst dafür keine Insel schenkt.

Kunckel selbst braucht eine Weile, um die Größe und Güte des kurfürstlichen Geschenks ermessen zu können. Denn er hat die Insel bekommen, um dort endlich ungestört experimentieren zu können, was er in den Glashütten von Drewitz und am Hakendamm nie konnte, weil er da Glas in hoher Stückzahl produzieren musste, damit die brandenburgischen Kassen wenigstens ein wenig gefüllt werden konnten.

Ganz anders nun auf seiner Pfaueninsel: Er darf laut Urkunde Öfen bauen, so viele er braucht, um die notwendige Hitze zu erzeugen – und er darf experimentieren, was immer er will, darf versuchen, nachzumischen, was er Aufregendes von den berühmten Glasmachern aus Murano gesehen hat, und das Rubinglas zu einem noch tieferen Leuchten bringen. Ein wenig muss er natürlich auch hier für den Hof produzieren, Kristallglas, Rubinglas und Glas-Corallen, so steht es in der Schenkungs-

urkunde, aber vor allem darf er seinen chemischen Träumen nachhängen.

Und all das ohne argwöhnische Blicke und ohne Neider, die ihm seine geheimen Rezepte stehlen wollen – deshalb hat ihm der Kurfürst eine Insel geschenkt, die niemand betreten darf außer Kunckel und seine Gehilfen. Das »sogenannte Pfauen-Werder«, wie es in der Schenkungsurkunde heißt, ein mit alten Eichen dicht bewachsenes Eiland inmitten der Havel. Die Kaninchenzucht, die bis dahin dort betrieben wurde, wurde mit sofortiger Wirkung geschlossen, ein paar Karnickel allerdings entkamen den Häschern und flüchteten ins grüne Dickicht der Insel.

Kunckels Gedanken gleiten dankbar zurück zu seinem Gönner, während er sich auf dem Kahn seinem riesigen Geschenk immer weiter nähert. Er will heute die Insel das erste Mal im neuen Jahr betreten, seit sie im letzten Herbst in seinen Besitz übergegangen ist, in den seinen und seiner Kinder und Kindeskindern, wie es in der Urkunde heißt. Kunckel kann es immer noch nicht glauben.

Die eisige Luft hat seine Wangen hart wie ein Brett gemacht, als sich vor ihm plötzlich die Insel aus dem Dunst wie eine Erscheinung erhebt, sie scheint noch zu dämmern, und Kunckel ist es, als müsste er nicht nur diese Insel, sondern gleich sein ganzes Jahrhundert aufwecken aus seinen

Träumen. Er ist ein Mann auf dem schmalen Grat zwischen Alchemie und Aufklärung, ein Chemiker zwischen dem großen Versprechen, alles in Gold verwandeln zu können, und der sehr brandenburgischen Erkenntnis, dass am Ende doch nur Asche übrig bleibt. Ein Leben lang erlebte er an deutschen Höfen ein heißes Wechselbad aus Hoffnung und Ernüchterung, eine Faszination für die Magie und die Angst vor ihr, die Gunst der Herrscher und die Missgunst der Höflinge.

Johannes Kunckel versuchte, mit seinen Büchern und seinem Tun die Menschen vom Aberglauben zum Glauben an die Wissenschaft zu verführen. Aber er merkte immer wieder, wie gern seine Zeitgenossen weiter in ihrer Zauberwelt gelebt hätten.

Aber jetzt ist Johannes Kunckel erst einmal nur ein Mann, der ziemlich friert.

Er bittet den Ruderer, doch gleich ein kleines Feuer auf der Insel zu machen aus dem Treibholz am Ufer, damit er sich ein wenig aufwärmen kann, bevor er das Eiland erkundet. Sie legen an dem kleinen Steg am südlichen Ufer des Inselchens an, das in alten Karten manchmal »Pauwerder« hieß und auch mal »Zu den Pfauen« und nun also, laut Schenkungsurkunde, »Pfauen-Werder«.

»Pfauenwerder«, na ja, so schmunzelt Kunckel beim Betreten des Ufers, als wüsste er schon, dass

in diesem Fall erst der Name und dann die Tiere kommen sollen. Es gibt nämlich gar keine exotischen Pfauen auf dieser Havelinsel, nein, nur ganz banale Kaninchen. Der Kurfürst hatte hier eine Kaninchenzucht angelegt, um ein bisschen Geld zu verdienen, achthundert Stück im Jahr, jeweils sechs Groschen, und vor allem: um mehr Fleisch auf die Tische seines Hofes zu bekommen. »Kaninchenwerder« nennen die Insel darum auch die Handvoll Bauern und Fischer aus den Gutsdörfern der Umgebung, aus Kladow und Sakrow, aber die kennen auch keinen Tacitus.

Kunckel kennt seinen Tacitus und dessen »Germania«, und so weiß er, dass der Stamm der Semnonen einst genau hier an der Havel siedelte und dass sie einen Heiligen Hain aus großen Eichen gepflanzt haben, von dem manche glaubten, er müsse genau auf dem kleinen Hügel der Pfaueninsel gestanden haben. »Heiliger Hain«, das klang in jedem Fall schon mal vielversprechender als »Kaninchenwerder«.

Seit den Semnonen jedoch sind ehrlicherweise ziemlich viele Jahrhunderte vergangen, und nur die Eichen sind geblieben und haben sich danach immer weiter ausgesät und sehr tief ihre Wurzeln in den sandigen Boden gebohrt, und manchmal kommen auch ein paar Rehe und Wildschweine hinübergeschwommen von benachbarten Ufern, um

hier die Eicheln am Boden zu essen und eine Zeit lang die Ruhe zu genießen vor den Wölfen und Bären, die hungrig die dichten Laubwälder am Rand der Havel durchstreifen.

Und im Mai landen – so hat es Kunckel gehört von den Menschen in Potsdam und Kladow – immer die Nachtigallen auf der Insel, endlich zurück von ihrem winterlichen Langstreckenflug aus dem Süden, und sie singen so voller Wehmut hinein in die brandenburgischen Nächte, dass die umliegenden Fischer manchmal mit ihren Booten in der Dämmerung in einer der kleinen Buchten der Insel ankern und ihren Bräuten ewige Liebe schwören. Beziehungsweise, da muss Kunckel innerlich lachen, es sind ja schweigsame Brandenburger, wahrscheinlich sind die Burschen dankbar, dass die Nachtigallen ihnen das Wesentliche abnehmen und sie ihre Bräute zur passenden Hintergrundmusik nur noch kurz stimmungsvoll anlächeln müssen, damit diese verstehen, was sie ihnen sagen wollen.

Kunckel versucht, sich in der Kälte dieses Februarmorgens durch solcherlei Gedanken an den Frühling und an die spröden Brandenburger, die ihm ziemlich auf den Geist gehen nach seinen Jahren bei den genussfreudigen Sachsen, ein wenig innerlich aufzuwärmen.

Aber heute ist leider nichts zu hören von den

Nachtigallen. Die Luft ist eisig, und die Insel macht einen fürchterlich trostlosen Eindruck.

Das Schilf am Ufer, eingeknickt von Frost und Eis, liegt dumpf im Wasser. Daneben die kahlen Erlen, Wiesen mit vom Schnee des Januars niedergedrückten braunen Halmen. Im Innern der Insel stehen unzählige Eichen schweigsam herum. Unter ihnen bedeckt ihr braunes Laub den Boden, der immer wieder von undurchdringlichen Dickichten überwuchert wird.

Eine Wildnis.

Und – Kunckel muss sich das leider eingestehen – ziemlich abweisend.

Die Pfaueninsel im Februar, das ist ein Ort absoluter Tristesse. Übernimmt er sich vielleicht doch, wenn er allein versuchen will, dieses vergessene Eiland in ein Zentrum der alchemistischen Forschung zu verwandeln?

Fast das ganze Innere der Insel ist zugewachsen und bewaldet, nur an ihrer Anlegestelle ist eine Fläche gerodet worden für das Hegerhaus des Kaninchengeheges, ein Franzose hat es bewohnt, aber der musste samt seinen Kaninchen zum Jahresende gehen, weil nun nur noch Kunckel auf dieser Insel sein durfte, Kunckel und seine Mannen, und niemand erfahren soll, was er hier für geheimnisvolle Experimente trieb, auch kein Kaninchen.

Vor dem kargen Hegerhaus liegen die Bau-

materialien, die der Kurfürst im letzten Herbst, gleich nach der Schenkung der Insel, mit Lastkähnen für Kunckel herbeigeschafft hat: unzählige Ziegel zum Bau der Öfen und der Häuser für die Gehilfen, dazu Holz für den Bau der Windmühle, die er Kunckel zu bauen erlaubt hat, damit er hier für seine Mannen das Korn für Bier und Brot selbst mahlen kann. Sie sollen alles haben auf dieser einsamen Insel, was sie zum Leben brauchen – und vor allem sollen sie keinen Grund haben, sie wieder verlassen zu müssen. Und ohne Bier kann kein vernünftiger Mensch Glas machen, die Arbeiter trinken literweise davon, wenn sie stundenlang vor den glühenden Öfen schwitzen.

Sobald es wärmer wird und der Boden nicht mehr durchgefroren ist, soll es losgehen mit dem Bau der Hütten und Öfen, dem Roden der Bäume für das Getreidefeld. Seine Mannen hat Kunckel schon ausgewählt, er hat seine besten Glasbläser und Aschekocher aus der Hütte am Hakendamm angeworben, er weiß genau, wem er vertrauen kann und wem nicht. Die Auserwählten dürfen ihre Familien mitbringen, damit sie sich überhaupt einlassen auf dieses waghalsige Abenteuer. Mitte des Jahres soll alles so weit sein. Aber noch weiß Kunckel nicht einmal, wo er seine Öfen bauen will auf der Insel, wo der beste Platz für sie ist.

Gut, dass nur er und nicht sie alle hier an die-

sem trüben Februarmorgen auf dieser eisigen verlassenen Insel sind, sie würden sofort kehrtmachen. Und auch Kunckel selbst fragt sich gerade, ob das wirklich eine so gute Idee ist mit dieser Insel.

Warum er nie mit dem zufrieden ist, was er hat.

Warum er nicht einfach in seiner Glashütte am Hakendamm bleibt und dort weiter das Glas schafft, nach dem sich ganz Europa zu sehnen beginnt.

Warum er nie aufhören kann zu träumen.

Aber jetzt ist es zu spät. Jetzt ist er durch das erlauchteste und erfreulichste kurfürstliche Geschenk einer Insel dazu gezwungen, genau das zu tun.

Die Pfaueninsel, das ist seine Lizenz zum Träumen.

Als Kunckel seine Finger und sein Gesicht aufgewärmt hat an dem Feuer, das der Ruderer geschickt entfacht hat, und ihn das Lodern der Flammen und das Knacken des trockenen Holzes wohligh an die magischen Momente erinnert, die er beim Glasmachen erlebt, wenn er im Feuer aus der klebrigen Masse eine neue glasige Welt erschafft, da ist seine Hoffnung schon wieder ein klein wenig größer als seine Verzagtheit.

Aber Selbstzweifel hat Kunckel immer gehabt und Demut auch, vielleicht ist das gut, denn all

die anderen Quacksalber und Alchemisten um ihn herum, die glauben immer ein bisschen zu sehr daran, dass sie magische Kräfte besitzen. Kunckel hat das nie geglaubt. Er wollte schon immer den anderen Weg gehen. Nicht über den Hokusfokus, sondern über das Experiment.

Nur deshalb hat er das Phosphor, das ein Doktor in Hamburg durch Zufall erfunden hat, so lange nachzubauen versucht, bis er das genaue Rezept hatte und es nun sogar als »Kunckelscher Phosphor« in den Lehrbüchern steht, auch wenn das dem berühmten Leibniz in Göttingen, wie er hört, gar nicht gefällt.

Und nur deshalb hat er auch irgendwann das exakte Rezept gefunden, um das legendäre Rubinglas so nobel und einzigartig leuchten zu lassen wie niemand vor ihm.

Kunckel ist kein Erfinder, er ist ein Vollender.

Kunckel hat kein Gold gemacht, sondern das Gold der Dukaten benutzt, es klein gerieben – was für ein Akt der dekadenten Verschwendung. Aber dann hat er das Goldchlorid in die Schmelze gegeben und es über den Flammen des Feuers mit der Kristallmasse vermischt. Zunächst ist das Glas so gelb und bleich wie der Mond über Brandenburg. Doch dann geschieht das immer neue Wunder des Anlaufens. Erhitzt man das Glas ein zweites Mal, dann errötet es, fast unmerklich zunächst, und

wird dann immer dunkler und leuchtender und am Ende karminrot wie ein Rubin.

Auch deshalb hat ihn der Kurfürst hier nach Brandenburg geholt, damit er die Glashütte am Hakendamm zur edelsten Produktionsstätte des begehrten Goldrubinglases mache. Sosehr ihn die Dukaten schmerzen, die Kunckel zerreibt, sosehr freuen ihn all die Dukaten, die er wenig später für das Glas bekommt, das aus ihrem Pulver entsteht. Überall in Europa reißen sich die Herrscher darum, selbst der verwöhnte Ludwig XIV., der Sonnenkönig. Das schönste Glas aber, das Kunckel bislang geschaffen hat in diesem Jahr, ein prachtvoller Pokal, das hat er für seinen Kurfürsten aufgehoben und ihm gestern zu seinem Geburtstag geschenkt. Die Freude in den Augen des Kurfürsten war erst groß, aber dann doch kurz ein wenig getrübt, als das Rot im Licht der Kandelaber nicht ganz so funkelte wie erhofft, er schien Kunckel fragend anzuschauen, aber da kam schon der nächste Gast und überreichte unter Lobhudeleien sein übertrieben großes Präsent.

Den ganzen Abend konnten sie nicht mehr in Ruhe reden. Der Rest des Hofes ist ohnehin voll Eifersucht auf Kunckel. Und es sind politisch zu aufregende Zeiten für lange Debatten über die Leuchtkraft von Glas. Alle fragten sich nämlich hinter vorgehaltener Hand, ob sich der Vater je

wieder mit seinem Sohn Friedrich versöhnen kann, der heillos eifersüchtig ist auf die Geschwister aus der zweiten Ehe des Kurfürsten und tatsächlich panisch fürchtet, von dessen Gattin Dorothea vergiftet zu werden.

Und hinzu kommt: Kunckels Kurfürst hat im Herbst des Jahres 1685 nicht nur seine Schenkungsurkunde unterschrieben, am 27. Oktober. Sondern noch ein zweites bedeutendes Dokument. Genau zwei Tage später, am 29. Oktober. Sein Toleranzedikt. Mit dem er allen protestantischen Hugenotten aus Frankreich eine Zuflucht geboten hat angesichts des fanatischen Katholizismus des Sonnenkönigs Ludwig XIV. Ein Paukenschlag.

Und den haben die Hugenotten im fernen Frankreich sofort gehört und sich auf den langen Weg nach Brandenburg gemacht, um ihr Glück zu suchen. Über den Winter sind sie angekommen in Potsdam und den umliegenden Dörfern, große Aufregung allerorten. Der protestantische Kurfürst sprach seine Einladung an die Hugenotten aber nicht nur aus Nächstenliebe aus für seine Glaubensbrüder. Sondern als Geschäftsmann.

Denn noch immer liegt sein Land wirtschaftlich am Boden, zerstört und finanziell ausgehöhlt vom Dreißigjährigen Krieg. Es braucht dringend Intellektuelle, es braucht Handwerker, Hutmacher, Uhrmacher, also Menschen mit Unternehmer-

geist und einem Glauben an die Zukunft. Und die deutsche Sprache, die haben die Hugenotten anscheinend kurzerhand auf ihrem langen Weg aus Frankreich nach Brandenburg gelernt, unglaublich. Ja, auch Johannes Kunckel hat gehört, dass diese neuen Hugenotten offenbar alles können.

Nein, nicht alles, sagt sich da Kunckel und lächelt.

Funkelndes Rubinglas ohne Trübung und ohne Glasbläschen darin, so fest, dass es die Veredler in der Hofglasschneiderei mit Blumen verzierern können – das kann nur er.

Entschlossen streift Kunckel seine Handschuhe über die gewärmten Finger und geht im dicken Justaucorps und mit Pelzmütze durch den Eichenwald. Am Boden ein harter braun-grauer Teppich aus totem Laub, der bei jedem Schritt vorwurfsvoll knirscht.

In der Hand hält Kunckel eine genaue Karte der Insel oder sagen wir: eine halbwegs genaue. Denn sie wurde eher aus dem Gefühl heraus gezeichnet, nur vorn beim Kaninchenkehege stimmt sie, Richtung Norden wird alles etwas zufälliger. In der Breite ist die Insel kaum fünfhundert Meter breit, in der Länge etwa eintausendzweihundert. So dauert es über eine halbe Stunde durch den Wald, bis er in den Wiesen am nordöstlichen Ufer einen Ort gefunden hat, der ihm passend erscheint.

Immer wieder huschen Kaninchen aufgeschreckt zwischen den Bäumen hin und her. Es scheinen über die Jahre doch ein paar Hundertschaften aus dem Gehege vorn ausgebüxt zu sein.

Kunckels Zukunftsort liegt windgeschützt in einer kleinen Bucht, von hohen Pappeln umstanden, hier ist fester erdiger Boden, und man ist weit genug weg vom sumpfigen Gelände im Nordwesten. Ein flaches Plateau, auf dem man bauen kann, ohne den Boden erst mühsam begradigen zu müssen.

Hier also soll es sein.

Hier soll Magisches geschehen. Hier soll der Vollender endlich auch zum Erfinder werden. Dafür, so weiß er, hat ihm sein Kurfürst diese Insel geschenkt. Um venezianisches Glas schöner zu machen als die Venezianer selbst.

Aufgeregt markiert Kunckel die Stelle auf seiner Karte, und er nimmt auch ein Dutzend Steine vom Ufer und legt ein großes Kreuz auf die Wiese, um genau zu markieren, wo er beginnen will zu träumen.

Und wo – davor – die Maurer beginnen sollen zu bauen. Und zwar hurtig.

Er legt ein Kreuz, denn es kann ja nie schaden, den Segen von oben zu haben, wenn man auf Erden die Elemente mischen will. In Sachsen, bei Kunckels letztem Dienstherrn, da stand es sogar

schwarz auf weiß in seinem Vertrag, dass er immer erst beten musste, bevor er sich in sein Laboratorium begeben durfte. Man soll den Herrgott schließlich nicht reizen.

Kunckel eilt, nachdem er den Ort für seine geheime Alchemistenwerkstatt auf der Insel gefunden hat, in seinen schweren Stiefeln durch den Eichenwald zurück zu seinem Boot und seinem Ruderer am anderen Ende der Insel.

Er ächzt etwas, er ist in seinem einundfünfzigsten Jahr.

Ob das hier alles wirklich eine gute Idee ist?

Auf halbem Weg, am höchsten Punkt, markiert er noch einmal mit Steinen eine Stelle inmitten der Eichen, wo einmal die Windmühle stehen soll, aber schon in dem Moment zweifelt er daran, ob seine Energie dafür reichen wird, sie auch wirklich bauen zu lassen. Doch es hilft ja nichts, sie müssen Malz schroten, um Bier brauen zu können, und ohne Bier kein Glas. Und ohne Mühle kein Mehl, die Arbeiter und ihre Familien sollen sich ja selbst versorgen hier, sobald alles steht.

Dann läuft Kunckel weiter nach Süden, die Rauchsäule des kleinen Lagerfeuers seines Ruderers weist ihm den Weg. Überall liegen braune Eicheln am Boden, Kunckel zertritt sie lustvoll und krachend, als wollte er sagen: Es reicht jetzt, liebe Eichen, die Insel hat lange genug nur euch gehört,

jetzt mache ich mich hier breit, in diesem Frühjahr müsst ihr nicht noch einmal Hunderte Jungbäume keimen lassen, wir werden sie zertreten und ausreißen, weil wir Platz brauchen für unsere Felder, unsere Öfen, unsere Häuser, jetzt beginnt auf dieser Insel wieder eine neue Zeit, nach dem Heiligen Hain in alter Vorzeit werden wir nun nach dem heiligen Stein der Weisen suchen.

Kaum ist Kunckel beim Feuer angekommen, bläst er zum Aufbruch, schnell wird das Feuer ausgetreten und mit einem Kübel Wasser aus der Havel gelöscht. Dann steigen sie wieder in ihren Kahn, zurück nach Potsdam, diesmal geht es schneller, stromabwärts. Kunckel hat es eilig, er will in einer Stunde die letzte Postkutsche nach Berlin nehmen, denn noch am Abend möchte er zurück sein in der Klosterstraße bei seiner Frau, die ihm gerade wieder ein Kind geboren hat.

Der lange Weg von Potsdam nach Berlin ist sehr mühsam Mitte Februar, der Weg ist voll schwerem Lehm und nassem Schlamm, immer wieder stecken die Räder der Kutsche fest, und die Pferde müssen mit letzter Kraft den Wagen zurück in die Spur bringen. Mitte Februar reist nur, wer muss.

Die Postkutsche, ein hölzerner Kasten, aufgehängt an Lederriemen, rumpelt durch die tiefen Rinnen der Chaussee, die den Namen kaum verdient. Drei andere Männer sind mit Kunckel in

Potsdam eingestiegen, aber sie starren im verdunkelten Innern nur aneinander vorbei, man spricht nicht in einer Postkutsche, man erträgt. Von vorn dringt der billige Tabakgeruch aus der Pfeife des Kutschers durch die Ritzen, von unten die feuchte Kälte, es ruckelt so stark, dass Kunckel Angst hat, selbst ein Gedanke an Glas würde ihm hier sofort im Kopf zerbrechen.

Als sie die erschöpften Pferde füttern müssen, vor dem heruntergekommenen Gasthaus in Zehlendorf, da geht es schon auf fünf Uhr zu. Kunckel steigt kurz aus und macht ein paar Schritte durch die eiskalte Luft. Er blickt nach oben und sieht am Himmel auf einmal die Wolken von hinten aufleuchten im zarten, hingetupften Rosa des Winters, ein Abendrot, das sich an den glühenden Wolkenrändern doch tatsächlich in sein geliebtes Rubinrot zu verwandeln scheint.

Aber es kann auch gut sein, dass Kunckel sich das alles nur eingebildet hat.

Als er nämlich ein paar Minuten später wieder in die Kutsche steigt und ein letztes Mal nach oben blickt, da sehen die Wolken auf dem bleichen Firmament nur noch aus wie die weggefegten Reste kalter Asche.